

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft: Wandlungen ihres Verhältnisses in Deutschland seit den 30er Jahren

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1991) : Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft: Wandlungen ihres Verhältnisses in Deutschland seit den 30er Jahren, In: Konrad H. Jarausch, Jörn Rüsen, Hans Schleier (Ed.): Geschichtswissenschaft vor 2000: Perspektiven der Historiographiegeschichte, Geschichtstheorie, Sozial- und Kulturgeschichte. Festschrift für Georg G. Iggers zum 65. Geburtstag, ISBN 3-926862-27-0, Margit Rottmann Medienverlag, Hagen, pp. 345-359

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112449>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Jürgen Kocka:

**Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft.
Wandlungen ihres Verhältnisses in Deutschland
seit den 30er Jahren**

Das Thema ist nicht gerade selten abgehandelt worden. Vor allem in den späten 60er und frühen 70er Jahren hatten Publikationen zum Verhältnis von Geschichte und systematischen Sozialwissenschaften Konjunktur. Man erinnert sich an viel gelesene Sammelbände¹, die neben empirischen Fallbeispielen zahlreiche programmatische und theoretische Beiträge zum Thema versammelten. Zwar beteiligte sich immer nur eine Minderheit von Historikern an solchen Diskussionen. Trotzdem kann man sagen, daß damals das Interesse besonders jüngerer Historiker an den systematischen Nachbarwissenschaften groß war, die Annäherung an die Sozialwissenschaften, insbesondere in der Sozialgeschichte, vielfach gefordert wurde, und man diese Annäherung an Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaft oftmals als Kern einer Neubestimmung der Geschichtswissenschaft - einer Geschichtswissenschaft nach dem Historismus - verstand und begrüßte.

Es sind vor allem zwei Gründe, die es rechtfertigen mögen, das Thema wieder aufzunehmen. Zum einen ist man dabei, die Geschichte der Geschichtswissenschaft in den 1930er und 1940er Jahren zu erforschen, und entdeckt interessante, zum Teil irritierende Traditionen, die viel mit dem Verhältnis von Geschichte und Soziologie zu tun haben, gleichwohl aber in den Diskussionen der 60er und 70er Jahre nicht oder kaum bewußt waren². Zum anderen hat sich das Interesse der Historiker an den systematischen Sozialwissenschaften

¹ Vgl. Hans-Ulrich Wehler (Hg.): *Geschichte und Soziologie*, Köln 1972; ders. (Hg.): *Geschichte und Ökonomie*, Köln 1973; Peter-Christian Ludz (Hg.): *Soziologie und Sozialgeschichte*, Opladen 1973; Werner Jacob Cahnman/Alvin Boskoff (Hg.): *Sociology and History*, Glencoe, Ill. 1964; Charles Tilly: *As Sociology Meets History*, New York 1981. - Das Folgende ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich am 10.5.1989 im Wissenschaftszentrum Berlin gehalten habe.

² Ich verdanke vor allem Herrn Willi OBERKROME entscheidende Informationen zum ersten Teil dieses Aufsatzes. OBERKROME arbeitet seit längerem in Bielefeld an einer Dissertation über die "Volksgeschichte" der 20er, 30er und 40er Jahre in Deutschland und prüft, wieweit sie als eine Vorläuferin der Sozialgeschichte verstanden werden kann. Dazu jetzt auch Winfried Schulze: *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, 281-301. SCHULZE arbeitet m.E. die Grenzen der älteren "Volksgeschichte" nicht scharf genug heraus und überbetont ein wenig die Kontinuität zwischen ihr und der späteren Sozialgeschichte.

in den letzten zehn Jahren stark verändert und wieder nachgelassen - ein noch wenig reflektiertes Phänomen.

Ich werde drei Stationen in der Beziehungsgeschichte der zur Debatte stehenden Disziplinen besprechen: die nationalsozialistische Zeit (I), das Jahrzehnt zwischen ca. 1965 und ca. 1975 (II), schließlich die gegenwärtige Situation (III). Die Überlegungen sind durch die Perspektive des Historikers geprägt: es interessieren die Haltungen der Historiker zu den Sozialwissenschaften und deren Leistungen für die Geschichtswissenschaft, nicht aber wird den Haltungen und Erwartungen von Soziologen oder Ökonomen gegenüber der Historie nachgegangen. Ich konzentriere mich auf Deutschland und für die Zeit nach 1949 auf die Bundesrepublik. Ich beschränke mich auf die neuere Geschichte, und innerhalb dieser interessieren vor allem die Sozialgeschichte und ihr Verhältnis zur Soziologie.

I

Es ist ja in den Grundzügen bekannt und unbestritten, daß sich die Geschichtswissenschaft, besonders die deutsche, im 19. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in sehr deutlicher Absetzung von den systematischen Sozialwissenschaften entwickelt hat. Das läßt sich an den großen methodologischen Kontroversen des 19. Jahrhunderts zeigen: an DROYSSENS Abqualifizierung des Engländerers BUCKLE und seiner Zivilisationsgeschichte, die angeblich zu positivistisch und zu generalisierend war; an TREITSCHKES Polemik gegen Robert von MOHL und andere Vertreter einer Gesellschaftslehre, die angeblich die Rolle der Wirtschaft im gesellschaftlichen Leben überschätzte und die Rolle des Staates unzulässig verkleinerte; an der Abweisung LAMPRECHTS durch die Zunft, die ihm seine generalisierend-typisierende Methode, seine unbekümmerte Breitflächigkeit, seinen Materialismus und seine gesellschaftsgeschichtliche Sichtweise vorwarf³.

Daß sich die Entwicklungen der Völker, Nationen und Staaten voneinander unterschieden, daß man sie in ihren Eigenarten zu erkennen habe, daß die deutsche Entwicklung eben nicht ein zeitlich verschobener Abklatsch der französischen sei und auch an dieser nicht gemessen werden dürfe - diese Überzeugung von der Individualität auch noch der komplexesten historischen Individuen - eben der Völker und Staaten - war ein Kernbestandteil der geschichtswissenschaftlichen Sicht der Wirklichkeit, und sie stand im Gegensatz zu sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die das Allgemeine an menschlichen Vergesellschaftungsformen zu untersuchen unternahmen und den generalisie-

³ Dazu und zum Folgenden Igers 1971 (Nr.1.04); Winfried Schulze: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Einführung in die Probleme der Kooperation beider Wissenschaften, München 1974, 17-47; Matti Viikari: Die Krise der "historistischen" Geschichtsschreibung und die Geschichtsmethodologie Karl Lamprechts, Helsinki 1977.

renden Begriff der bürgerlichen Gesellschaft als Zentrum und Maßstab wählen. "Die Soziologie westeuropäischer Prägung stieß in Deutschland auf politischen Widerspruch, weil sie die skandalöse Trennung der Gesellschaft vom Staat nicht nur hinnahm, sondern diese geradezu als Voraussetzung ihrer wissenschaftlichen Existenzberechtigung begrüßte."⁴ Ihre ausgeprägte Staatsorientierung, das Individualitätsaxiom, der Entwicklungsbegriff, die starke Betonung des Verstehens vor dem systematischen Erklären - diese Grundbestandteile einer historistisch geprägten Fachhistorie machten es ihr schwer, sich den Anregungen der aufsteigenden systematischen Sozialwissenschaften zu öffnen. Manchmal spielten auch Antisozialismus und gesellschaftsfremder Idealismus eine Rolle, daneben antiwestliche Reserven und Ressentiments, die sich nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg verfestigten. Es gab Ausnahmen - Otto HINTZE zum Beispiel. Es gab Felder, auf die all dies weniger traf, die Landesgeschichte zum Beispiel. Es gab schwer einzuordnende Mischbereiche außerhalb der Fachhistorie, etwa die historisch orientierten Staats- und Sozialwissenschaften von HILDEBRAND bis SOMBART und zu den WEBERS. Aber die Hauptströmung der professionellen Geschichtswissenschaft war anti-sozialwissenschaftlich, speziell anti-soziologisch, orientiert.

Dieses herkömmliche Paradigma ist nicht erst seit den 50er und 60er Jahren, sondern schon in den 30er und 40er Jahren durch eine Minderheit von Historikern im Umkreis der sog. "Volksgeschichte" kräftig in Frage gestellt und durchbrochen worden, wobei die Hinwendung zu der damals in Deutschland florierenden Soziologie eine große Rolle spielte.

Ich meine eine durch die aktive Teilnahme am Ersten Weltkrieg und die Niederlage geprägte, in den 20er Jahren junge Gruppe von Historikern und ihre Schüler. Ich denke, um einige Namen zu nennen, an Adolf HELBOK, Hermann WOPFNER und Harold STEINACKER in Innsbruck, an Erich KEYSER in Danzig, an Otto BRUNNER in Wien, an Hermann AUBIN, Theodor FRINGS und Franz STEINBACH im Bonner landesgeschichtlichen Institut, an Werner CONZE in Königsberg und an das Leipziger Seminar für Landes- und Siedlungskunde, das ab 1935 "Institut für deutsche Landes- und Volksgeschichte" hieß⁵.

Die genannten Personen waren weltanschaulich-politisch nicht über einen Leisten zu schlagen. Generell aber gehörten sie einer eher traditionskritischen, nachliberalen, antiliberalen Aufbruchsströmung an, die man vielleicht mit einem Zitat des Wiener Mediävisten Otto BRUNNER von 1938 schlaglichtartig kennzeichnen kann:

"Seit 1866 des Rückhalts am ganzen deutschen Volk beraubt, gerieten sie [die Österreicher] in einen verzweifelten Daseinskampf mit den nichtdeutschen Völkern der Monarchie. In diesem Kampf erfuhren sie aber eines: der nationale Gedanke, die Idee des Volkstums rückte völlig in den Mittelpunkt ihres Denkens,

⁴ Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft (1985), Reinbek 1988, 287.

⁵ Hierzu und zum Folgenden noch einmal o. Anm.2.

nicht der Staat, das Volk wird zur primären, leitenden Idee ihres Denkens und Handelns. In tausend Formen, im kleinsten Geschehen des Alltags hat sich dieses Ringen vor allem an den Sprachgrenzen abgespielt. Trotz aller Mißbegriffe und Irrtümer, die unvermeidlich waren, geschah hier etwas Großes und Einzigartiges: die entscheidende Gestaltung volksdeutschen Denkens.⁶

Das staatsorientierte Paradigma der herkömmlichen Geschichtswissenschaft, das sich bestenfalls geistesgeschichtlich erweitert hatte, schien dieser jungen Generation antiquiert, zumal sie dem Staatensystem, wie es in den Pariser Vorortverträgen festgeklopft worden war, ebenso ablehnend gegenüberstand wie oft auch der neuen republikanisch-parlamentarischen Verfassung im Innern. Der prominente Wirtschaftshistoriker Hermann AUBIN schrieb im Rückblick auf jene Zeit:

"Durch den Ausgang des Weltkrieges waren die Deutschen des Reiches in erschreckendem Erwachen aus der Geborgenheit des Nationalstaats herausgerissen worden, den sie im Umfange der Reichsgründung von 1871 verwirklicht geglaubt hatten. Angesichts ihres zusammengebrochenen Staatssystems stieg zu vermehrter Kraft das Bewußtsein von der Gemeinschaft im Volkstum auf... Auch sahen sich die Deutschen überhaupt einer neuen, von den Siegermächten diktierten Staatenordnung im Osten gegenüber, die sich gleichzeitig auf historische Rechte berief und die Selbstbestimmung der Völker wahr machen wollte. Damit gewannen ebenso wahre Geschichtskennntnis wie Volkstum unmittelbar politische Bedeutung. Die Deutschen bedurften ihrer zur Verteidigung jener Grundforderungen, welche im häufigen Fall ihres Widerstreits jetzt immer nur zu ihren Lasten ausgelegt wurden. Aus dem ideellen Antrieb und aus der aktuellen Notwendigkeit erwuchs daher eine gesteigerte Pflege der Geschichte und eine eigene Volkstumsforschung."⁷

Anderes kam hinzu, etwa die zivilisationskritische Ablehnung der industrialisierten, bürokratisierten Welt, die man als ent wurzelt und entfremdet beschrieb, und der man die Besinnung auf Heimat entgegensetzte, oft auch Elemente rassischen Denkens, Antisemitismus. Dieses auf romantische Vorläufer verweisende, antiaufklärerische Denken gehörte sicherlich in jenen zum kleinen Teil nationalkonservativen, zum großen Teil nationalistisch-völkischen Dunstkreis, in dem der Nationalsozialismus ideologisch wurzelte.

Spannend zu sehen ist nun, wie in diesem Dunstkreis, und zwar *kausal* mit ihm verbunden, interessante wissenschaftliche Innovationen gelangen, die man als erkenntnisförderlich und als langfristige Stärkung geschichtswissenschaftlicher Analysefähigkeit begreifen muß.

Es gelang nämlich die Erweiterung des herkömmlicherweise politikgeschichtlich beschränkten Blickwinkels, die Entdeckung der sozialen Welt als Gegenstand des Historikers, wenn auch in völkischer Terminologie. Neue Themen wurden erschlossen: z.B. die Familiengeschichte (als Sippengeschich-

⁶ Otto Brunner: Österreichs Weg zum Großdeutschen Reich, in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 2 (1938), 519-28, hier 526.

⁷ Hermann Aubin: Zu den Schriften Erich Keyzers, in: Studien zur Geschichte des Preußenslandes. Festschrift für Erich Keyser zu seinem 70. Geburtstag, Marburg 1963, 1-11, hier 3.

te), die Geschichte der geographischen Mobilität (als Siedlungs- und Wandergeschichte). Mit Hilfe der Begriffe "Bräuche" und "Sitten" wurde manches von dem eingefangen, was man heute unter "Lebensweise", "Volkskultur" oder "Alltag" zu fassen versucht. Statistische Methoden wurden verwandt, kartographische Darstellungsformen verbessert, und oftmals ging "die historische Behandlung ... in eine Darstellung des Zuständlichen über..., in dem das vergängliche, kleine Einzelgeschehen auf das Gesetz- und Wesensmäßige hinweist" - so der junge Werner CONZE in seiner Dissertation von 1934⁸. Das war ungefähr das, was später vom selben Autor unter Aufnahme einer terminologischen Anregung BRAUDELS als Strukturgeschichte bezeichnet wurde⁹.

Diese "Volkshistoriker" waren interdisziplinär orientiert, arbeiteten mit Geographen, Volkskundlern und Sprachwissenschaftlern zusammen, und sie öffneten sich weit den Einflüssen der Soziologie, die ja, wie man mittlerweile weiß, im "Dritten Reich" keineswegs abgebrochen und zerstört, sondern als Deutsche Soziologie kräftig betrieben wurde¹⁰. "Geschichte ohne Soziologie ist ein Leib ohne Eingeweide", schrieb der Volkshistoriker PLEYER¹¹. Es läßt sich im einzelnen nachweisen, wie besonders Hans FREYER und Gunther IPSEN junge Historiker wie CONZE und AUBIN beeinflussten. Neben BREPOHL, IPSEN und K.V. MÜLLER gehörte auch CONZE der deutschen Delegation an, die sich auf den 14. Internationalen Soziologenkongreß in Bukarest 1939 vorbereitete, an dem sie dann nicht mehr teilnahm¹².

Das seit 1933 erscheinende *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums* stellte eine riesige Kooperationsleistung von Historikern, Soziologen, Volkskundlern und Geographen dar. In der Einleitung hieß es: "Wie die aus der geschichtlichen Anschauung gewonnenen Begriffe der Vertiefung durch das theoretische Denken bedürfen, so müssen andererseits die theoretischen Systembildungen ständig an der Wirklichkeit geprüft werden, wenn sie nicht vor der Mannigfaltigkeit des Lebens versagen wollen."¹³ Daß dies nicht nur Programm blieb, zeigen zahlreiche Artikel. Der von FREYER und anderen geprägte Prozeßbegriff der "Volkswerdung" - vom Volk an sich zum Volk für sich - strukturierte so manche Argumentation.

Allerdings war das eine Soziologie, die vieles von dem abgestreift hatte, was ihre Vorgängerinnen für die historistischen Historiker so schwer verdau-

8 Werner Conze: Hirschenhof - die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland, Berlin 1934, 13.

9 Ders.: Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters, Opladen 1957. Vgl. auch Jürgen Kocka: Werner Conze und die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: GWU 37 (1986), 595-602.

10 Otthein Rammstedt: Deutsche Soziologie 1933-1945. Die Normalität einer Anpassung, Frankfurt (M.) 1986.

11 Kleo Pleyer: Die Kräfte des Grenzkampfs in Ostmitteleuropa, Hamburg 1937, 20.

12 Christoph Kleßmann: Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich, in: Peter Lundgreen (Hg.): Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt (M.) 1985, 350-83.

13 Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums, Bd.1, Breslau 1933, 7.

lich gemacht hatte. Ein holistischer und eigentlich individualisierender, oft sehr unklarer Volksbegriff hatte den generalisierenden Begriff der bürgerlichen Gesellschaft mit seinen universalistischen Ansprüchen verdrängt oder doch relativiert: die bürgerliche Gesellschaft galt nur noch als eine kurze, mittlerweile überwundene Phase, die als vorübergehende untersucht werden, aber nicht begriffsbildend wirken durfte. Die zentrale Kategorie des Volkes beanspruchte, die anstößige Ausdifferenzierung von Gesellschaft und Staat zu überwinden, denn Volkswerdung war ohne Formung durch staatliche Herrschaft, zuletzt durch den Willen des Führers, nicht möglich. Als soziologische Vorläufer nannte FREYER nicht nur Robert von MOHL, sondern auch TREITSCHKE. Es ging ihm um die Konstituierung des "politischen Volkes". Die entstehende Volksgeschichte war insofern nicht eine von der Politikgeschichte abgesetzte Teilbereichsgeschichte (nicht: history of society with politics left out), sondern ein umgreifender Ansatz, der in durchaus illiberaler Weise die Differenz zwischen Gesellschaft und Staat negierte oder als vorübergehendes bürgerliches Phänomen historisch relativierte. Hier setzte die einflußreiche Begriffsbildung von Otto BRUNNER an, mit ihren Anleihen bei Carl SCHMITT¹⁴.

Der Volksgeschichte waren gravierende Schwächen eigen, die mit ihrer Prägung durch die zeitgenössische Soziologie und mit ihrer Verankerung in dem angedeuteten weltanschaulich-politischen Bedingungsgeflecht zusammenhingen: Die Kategorien "Interesse", "Klasse", "Konflikt" fehlten weitgehend. Von daher bestand die Neigung zu einem harmonisierenden Bild oder einem solchen, das durch die stark betonten Kämpfe von Volksgruppen gekennzeichnet war. Dies war eine Verzerrung. Man findet eine Überschätzung und Idyllisierung bäuerlicher Lebenswelt - des "Landvolks" als des "Humusbodens des Volkstums" (BRUNNER) - und eine gewisse Unwilligkeit oder Unfähigkeit zur Analyse städtischer Bevölkerungen und industrialisierender Gesellschaften. Diese Forschung war sehr deutschorientiert, wohl manchmal auch deutschtümelnd; die Untersuchung außerdeutscher Verhältnisse blieb ausgespart, es sei denn, sie stand in Beziehung zur deutschen "Volkswerdung". Vergleiche fehlten weitgehend. Im einzelnen ließe sich nachweisen, wie rassistische und völkische Vorurteile zu politisch wie wissenschaftlich problematischen Aussagen führten. Ihre ideologische Verankerung versperrte der "Volksgeschichte" den Zugang zur sozialökonomischen Analyse marxistischer Tradition - zweifellos eine empfindliche Blindstelle und eine deutliche Kontinuität zu den vorangehenden Jahrzehnten.

Dieser erste große Versuch von Historikern, in ein enges Verhältnis mit den systematischen Nachbarwissenschaften, insbesondere der Soziologie, zu kommen, erregt also in der Rückschau sehr gemischte Gefühle: Einerseits ge-

¹⁴ Vgl. Jerry Z. Muller: *The Other God that Failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism*, Princeton 1987; Otto Gerhard Oexle: *Sozialgeschichte - Begriffsgeschichte - Wissenschaftsgeschichte. Anmerkungen zum Werk Otto Brunners*, in: *VSWG* 71 (1984), 305-41.

langen bedeutsame Innovationen, die man - auch langfristig und auch von ganz anderen politischen Positionen her - als Fortschritte werten muß. Dazu gehören die Wendung zur Strukturgeschichte, die sozialgeschichtliche Erweiterung des traditionell verengten politikgeschichtlichen Blickwinkels, die Bereitschaft zur Verwendung systematischer Begriffe in Distanz zur Quellsprache, die Erschließung neuer Methoden. Andererseits geschah dies von den problematischsten Erkenntnisinteressen her und, auch deshalb, mit gravierenden Verkürzungen, Verstellungen und Verzerrungen.

Die "Volksgeschichte" war schon vor 1945 ein Minderheitsphänomen gewesen, von den Hauptvertretern der Zunft eher mißtrauisch betrachtet. Die Schwelle von 1945 hat sie nicht überschritten, so wenig, daß sie heute geradezu neu entdeckt werden kann. Aber in neuer Sprache, gereinigt von völkisch-nationalistisch-rassistischen Extremen, in Verknüpfung mit neuen Anregungen, die nun aus dem Westen kamen, wirkte diese Tradition auch nach 1945 weiter. Es gab Kontinuitäten, wie man an den strukturgeschichtlichen Programmen der 50er Jahre und vor allem an Werner CONZES Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte im einzelnen zeigen kann¹⁵. Die westdeutsche Sozialgeschichte, die von ihren jüngeren Anhängern spätestens seit den 60er Jahren vor allem als progressive Oppositionswissenschaft verstanden wurde, hat gerade erst begonnen, diesen Teil ihres Entstehungszusammenhangs ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen.

II

Das intellektuelle Klima, in dem es zur zweiten, entscheidenden und langfristig haltbaren Annäherung eines Teils der Historiker an die systematischen Nachbarwissenschaften kam, das Klima der 60er und frühen 70er Jahre, glich dem intellektuell-ideologischen Umkreis der "Volksgeschichte" eigentlich nur in einem: es war ebenfalls traditionskritisch, es beflügelte Kritik und Revision der überlieferten disziplinären Matrix. Ansonsten unterschied es sich radikal. Es war weder national geprägt noch völkisch-rassistisch getönt, es beförderte vielmehr die scharfe Auseinandersetzung mit diesen Traditionsbeständen. Es war ein ideologiekritisches Klima mit besonderem Interesse an sozialen Spannungen und Konflikten, das zu Untersuchungen anregte, die nach dem Zusammenhang zwischen Ökonomie, Sozialstruktur und politischer Herrschaft fragten. Diese wurde nicht unter dem Gesichtspunkt ihres Beitrages zur "Volkswendung", sondern unter der emanzipatorischen Frage nach vergangenen und zukünftigen Möglichkeiten der Aufhebung überflüssiger Herrschaft thematisiert. Der Volksbegriff hatte keine Bedeutung, war fast tabuisiert. Eine resolute Öffnung nach Westen kennzeichnete die damalige Geschichtswissen-

¹⁵ Vgl. Werner Conze: Die Gründung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 24 (1979), 23-32; Schulze 1989 (Anm.2), 254-62.

schaft. In den 30er und 40er Jahren vertriebene Historiker wie Hans ROSENBERG spielten eine zentrale Rolle bei der Neubestimmung der aufsteigenden Sozialgeschichte. Seinerzeit unterdrückte Traditionslinien wurden nun aufgenommen, solche im marxistischen Umkreis zumal, obwohl dem die Konfrontation mit dem diktatorischen Kommunismus östlich der Elbe deutliche Grenzen setzte. Die Sozialwissenschaften, die nun als Partner in Frage kamen, waren etwas ganz anderes als die Deutsche Soziologie der 30er und 40er Jahre¹⁶.

In einer Serie von sehr grundsätzlichen Auseinandersetzungen, die als theoretisch-methodologische geführt wurden, gelang eine interessante Neu-Ausrichtung der Geschichtswissenschaft, die in den Grundzügen bis heute anhält. Vielleicht kann man vier Elemente des damaligen Wandels generalisierend hervorheben.

1. setzten sich struktur- und prozeßgeschichtliche Sichtweisen zunehmend durch, in Ergänzung zu - teils auf Kosten von - ereignis- und handlungsgeschichtlichen Zugriffen. Dahinter steckte die endlich ernstgenommene, nachhistorische Erfahrung von der großen Macht der Verhältnisse; die Einsicht, daß die Geschichte nicht in dem aufgeht, was die Menschen wechselseitig intendieren; die Überzeugung, daß der historische Wirkungszusammenhang von Ursachen und Folgen nur um den Preis der Verkürzung als Handlungs-, Ereignis- und Erfahrungszusammenhang dargestellt werden kann. Diese - allerdings nie absolute - struktur- und prozeßgeschichtliche Wendung war und ist weit verbreitet, beileibe nicht nur in der Sozialgeschichte.

2. war ein Aufstieg der Sozialgeschichte zu verzeichnen, oft in Verbindung mit gewissen Spielarten der Wirtschaftsgeschichte, oft in konfliktreicher Konkurrenz mit der herkömmlichen, auch noch in den 50er Jahren dominierenden, staatsorientierten Politikgeschichte, die nunmehr als selbstverständlich leitende Teil-Disziplin abgelöst wurde¹⁷. Dahinter standen - oft nur implizite - Einschätzungsveränderungen hinsichtlich der relativen Wichtigkeit verschiedener Dimensionen historischer Wirklichkeit, ein betontes Ernstnehmen sozialer und sozialökonomischer Prozesse als wirkungskräftiger und geschichtsmächtiger Dimensionen vor allem in der Moderne, und, damit verbunden, sich verändernde Erwartungen an die Struktur historischer Argumentation.

¹⁶ Hierzu und zum Folgenden: Iggers 1975 (Nr. 1.06), 97-156; Jürgen Kocka: Sozialgeschichte. Begriff - Entwicklung - Probleme, Göttingen ²1986, Kap. II; Hans-Ulrich Wehler: Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Studien zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft, Göttingen 1980.

¹⁷ Und zwar Sozialgeschichte in dreifacher Bedeutung: als Geschichte eines Teilbereichs, als politische Sozialgeschichte und als Gesellschaftsgeschichte. Als Überblick derzeit am besten Gerhard A. Ritter: Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Jürgen Kocka (Hg.): Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989, 19-88.

3. wurde die Geschichtswissenschaft *analytischer*. Auf dem Gebiet der Forschungsmethoden hieß dies: die vermehrte Verwendung erklärender Ansätze in Ergänzung der verstehend-hermeneutischen, selten an deren Stelle. Das konnte, wenn es der Gegenstand und die Quellen erlaubten, die Verwendung quantifizierender Verfahren und statistischer Analysemethoden bedeuten. Häufiger aber lief es nur auf die explizite Formulierung von Thesen als Hypothesen und ihre argumentative Überprüfung hinaus, wobei man sich oft des in der herkömmlichen Geschichtswissenschaft unterentwickelten *Vergleichs* bediente, auch international und interkulturell. Analytischer wurde die Geschichtswissenschaft aber auch in ihren Darstellungsformen. Die traditionell häufige Erzählung trat hinter der komplexen Argumentation zurück. Zu dieser gehören Fragen und Antworten, Thesen und Zweifel, Analogien und Kontraste, quantifizierende Passagen, scharfe Definitionen und vor allem viele selbstreflexive Elemente: auf die Grundlagen der gewählten Fragestellungen, auf konkurrierende Ansätze, auf das, was man ausspart. Bewußt und gewollt entfernte sich die Sprache der Darstellung von der der Quellen - hier lag der Kern der anti-historistischen Wende. Daß sich die Sprache der Darstellung zugleich von der Alltagssprache des lesenden Publikums ein Stück weit entfernte, wurde entweder nicht als Nachteil gesehen oder als Zeichen der Professionalisierung begrüßt oder aber als notwendig zu zahlender Preis akzeptiert.

4. nahm die Neigung zu, auch die vorwissenschaftlichen Bedingungen und außerwissenschaftlichen Folgen - die praktische Bedeutung - der eigenen Wissenschaft zu reflektieren und als Beitrag eines theoretisch-praktischen Prozesses von Aufklärung und Kritik zu bestimmen.

Hauptsächliche Träger dieser Veränderungen war zunächst eine in sich heterogene Minderheit damals meist jüngerer Historiker, für die die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Katastrophe als Teil der deutschen Geschichte einen hohen Stellenwert hatte, die die traditionskritische und zugleich modernisierungsoptimistische Grundstimmung der 60er Jahre teilten und von denen viele in durchaus verschiedener Weise linksliberal, demokratisch bis sozialistisch engagiert waren. Die Expansion der Universitäten erleichterte ihnen die Durchsetzung.

Die 1975 gegründete Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* wurde zu einer Plattform. Aber, und das ist wichtig, die hier skizzierten Veränderungen reichten weit über diese Gruppierung hinaus; sie stammten zum Teil aus anderen Herkunftszusammenhängen, und sie fanden, selten zur Gänze, meist nur zum Teil, Anerkennung und Berücksichtigung in ganz anderen Zirkeln, Diskussionszusammenhängen und Lagern¹⁸.

¹⁸ Vgl. aber zur Kritik Konrad Reppen: Kann man von einem Paradigmawechsel in den Geschichtswissenschaften sprechen?, in: Jürgen Kocka u.a.: Theoriedebatte und Geschichtsunterricht, Paderborn 1981, 29-77; Irmline Veit-Brause: Zur Kritik an der Kritischen Geschichtswissenschaft: Tendenzwende oder Paradigmawechsel?, in: GWU 35 (1984), 1-24.

Zentraler Bestandteil dieser Neuorientierung war die Hinwendung zu Politikwissenschaft, Soziologie und Nationalökonomie. Sie wurde von vielen Historikern praktiziert: sicher meist dilettantisch, aber hoffnungsvoll. Je mehr man Strukturen und Prozesse wie Industrialisierung, Säkularisierung, Nationsbildung und Parlamentarisierung zum Thema machte, desto dringender benötigte man ein begriffliches Handwerkszeug, das übers Alltagswissen hinausging: die Theorien und Modelle der systematischen Sozialwissenschaften schienen da helfen zu können. Ihre Methoden, vor allem quantifizierender Art, wurden ein Stück weit rezipiert, um sich den verstärkt zum Thema werdenden Massenphänomenen adäquat nähern zu können. Vor allem aber suchte man in den Sozialwissenschaften die Verbündeten im Kampf um die antihistoristische Revision. Durch Verwendung sozialwissenschaftlicher Argumentationen hoffte man, die Quellennähe, die Privilegierung verstehender Verfahren, das Individualitätsaxiom und die Theorieskepsis herkömmlicher Geschichtswissenschaft zu überwinden: sozialwissenschaftliche Orientierung als Teil einer produktiven Kritik an der eigenen disziplinären Tradition.

Daß diese Hoffnung nicht getrogen hat, aber doch ihre Grenzen hatte, könnte man nur am konkreten Beispiel vorführen. Man müßte über neoklassische Theorien in der wachstumsorientierten New Economic History der 60er Jahre und über institutionenorientierte Nationalökonomie in der "property rights"-Diskussion sprechen¹⁹. Man könnte über die Rolle konkurrierender Theorien der Klassenbildung in der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte berichten²⁰. Interessant wäre es, über die Grenzen der Verwendbarkeit anglo-amerikanischer Professionalisierungstheorien bei den historischen Analysen des deutschen Bildungsbürgertums zu sprechen²¹. Und das dornige Problem des Verhältnisses von sozialwissenschaftlichen Theorien sozialen Wandels und geschichtswissenschaftlicher Synthese wäre an ausgewählten Beispielen zu diskutieren, die eine Rettung modernisierungshistorischer Ansätze versuchen²².

-
- 19 Vgl. den kritischen Rückblick von Sidney Pollard: *The New Economic History Re-assessed. Railroads and Slavery*, in: *Interdisciplinary Science Reviews* 6 (1981), 229-38; Knut Borchardt: *Der "Property Rights-Ansatz" der Wirtschaftsgeschichte - Zeichen für eine systematische Neuorientierung des Faches?*, in: Jürgen Kocka (Hg.): *Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und ihre Diskussion*, Göttingen 1977, 140-56.
- 20 Vgl. Jürgen Kocka: *Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875*, Berlin (W.) 1983, 9-30.
- 21 Vgl. Hannes Siegrist: *Bürgerliche Berufe. Die Professionen und das Bürgertum*, in: ders. (Hg.): *Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich*, Göttingen 1988, 11-48; Claudia Huerkamp: *Die preußisch-deutsche Ärzteschaft als Teil des Bildungsbürgertums*, in: Werner Conze/Jürgen Kocka (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil I*, Stuttgart 1985, 358-87.
- 22 Vgl. Hans-Ulrich Wehler: *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975; Peter N. Stearns: *Modernization and Social History. Some Suggestions, and a Muted Cheer*, in: *JSH* 14 (1980), 189-209. - Karl Acham/Winfried Schulze (Hg.): *Teil und Ganzes. Zum Ver-*

Unter den Historikern bildete sich ein ganzes Spektrum von Varianten im Umgang mit den systematischen Nachbarfächern heraus. Auf der einen Seite stand und steht Nicht-Befassung, wohl immer noch kennzeichnend für die Mehrheit der Fachvertreter²³. Dann gibt es eine große Zahl historischer Werke, die einzelne sozialwissenschaftliche Begriffe, Modelle, auch Methoden ad hoc in einen im übrigen anders konstituierten historischen Argumentationszusammenhang einführen, sich aus den Nachbarwissenschaften einzelne Anregungen holen, sie zur Lösung von Teilproblemen benutzen, es aber dabei belassen²⁴. Weiter gibt es die viel weniger zahlreichen Historiker, die darüber hinaus sozialwissenschaftliche Theorien und Modelle als "Leitplanken" oder als "Gerüste" der Untersuchung und der Darstellung benutzen, etwa bei der Erforschung der Geschichte eines Industrieunternehmens und seiner Angestellten den Leitfaden von WEBERS Bürokratiemodell. Es handelt sich dabei meist um einen sehr flexiblen Umgang mit sozialwissenschaftlichen Theorien, deren Nicht-Übereinstimmung mit dem in der Regel sehr viel komplexeren historischen Zusammenhang hervorgehoben wird, die sich im Prozeß ihrer Verwendung verändern und oftmals dynamisieren, und die trotzdem die Forschung anregen, die Gliederung steuern und die Argumentation leiten²⁵. Schließlich betreibt eine kleine Minderheit von Wissenschaftlern eine "historische Sozialforschung" oder nationalökonomisch orientierte Wirtschaftsgeschichte als Erweiterung und voll integrierten Teil der Soziologie bzw. der Nationalökonomie, dies aber oftmals mit einer gewissen Distanz zum Diskurs der Historiker²⁶.

Von solchen Ausnahmen abgesehen und trotz vieler Grenzüberschreitungen im einzelnen ist es auch in den 70er Jahren eigentlich nicht zu einer Fusion zwischen sozialwissenschaftlich orientierter Geschichtswissenschaft und historisch interessierter Sozialwissenschaft gekommen, wenn auch zu zahlreichen Querverbindungen, produktiven Einflüssen und wechselseitigen Kooperationen, die andauern²⁷.

häfts von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik, Bd.6), München 1990.

²³ Als jüngeres Beispiel Lothar Gall: Bürgertum in Deutschland, Berlin (W.) 1989.

²⁴ Gute Beispiele sind die meisten Arbeiten von Gerhard A. RITTER, zuletzt sein *Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich* (München 1989).

²⁵ Vgl. Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, bisher 2 Bde., München 1987.

²⁶ Vgl. Heinrich Best/Wilhelm Heinz Schröder: *Quantitative historische Sozialforschung*, in: Christian Meier/Jörn Rüsen (Hg.): *Historische Methode (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik, Bd.5)*, München 1988, 235-66.

²⁷ Am eindeutigsten finden sich solche Fusionen derzeit durch Wissenschaftler verwirklicht, die von Hause aus Soziologen oder Politikwissenschaftler sind, z.B. bei M.R. LEPSIUS, B. MOORE, C. TILLY, Th. SKOCPOL oder - ganz anders - N. ELLAS.

III

Im letzten Jahrzehnt, in den 80er Jahren, kann man, was das Verhältnis der Historiker zu den systematischen Sozialwissenschaften angeht, drei Tendenzen unterscheiden:

1. Die in den 60er und 70er Jahren etablierten Formen der Zusammenarbeit werden fortgesetzt. Manchmal wird derzeit geerntet, was damals gesät wurde. Manche Historiker finden, daß sich manche Sozialwissenschaftler nun stärker für ihre Arbeit interessieren als früher. Die in der Kooperation liegenden Chancen sind noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Auf vieles könnte hier beispielhaft hingewiesen werden, etwa auf die fruchtbare Verbindung von Systematik und Historie in der Historischen Demographie.

2. Während noch Mitte der 70er Jahre die Soziologen, Nationalökonomien und Politikwissenschaftler die wichtigsten Anlaufpartner für sozialwissenschaftlich interessierte Historiker waren, sind für die jüngsten Jahrgänge, sofern sie systematische Interessen verfolgen, die Volkskunde, die Kulturanthropologie, manchmal auch die Ethnologie teils an die Seite, teils an die Stelle der genannten Disziplinen getreten²⁸. Dahinter steckt mehreres, verwandt aber nicht identisch: *zum einen* ein wachsendes Interesse an der kulturellen Dimension der Wirklichkeit, an Symbolen, Deutungen und normativ gesteuerten Lebensweisen bei gleichzeitig verbreiteter Relativierung sozialökonomischer und soziopolitischer Erklärungsmuster. *Zum anderen* hat sich die für die 60er Jahre fremde modernisierungs- und zivilisationskritische Grundstimmung der 80er Jahre als respektvolles, oft liebevolles, jedenfalls neugieriges Interesse fürs Fremde niedergeschlagen, für weit zurückliegende Zeiten - das Mittelalter findet viel Interesse - oder fremdartige Kulturen. Vertreter dieses Interesses scheinen ethnologische Blickweisen hilfreich zu finden, nicht aber unsere einheimisch-westlichen, gegenstandsbezogenen Theorien, von denen man fürchtet, daß sie das Fremde kurzschlüssig eingemeinden, ihm damit Unrecht tun und seine Faszination - auch seine Unterhaltsamkeit - beschneiden²⁹. *Zum dritten* hat bekanntlich das Interesse an der "Innenseite" der vergangenen Wirklichkeit immens zugenommen, nicht nur - aber auch - in der sog. Alltagsgeschichte. Man will weniger von den Strukturen und Prozessen, der kapitalistischen Industrialisierung und dem Imperialismus zum Beispiel, wissen, als von der Art, wie sie von den einzelnen, verschiedenen Menschen erfahren, erlitten, verarbeitet und vielleicht handelnd beeinflußt wurden, wie diese Verarbeitung durch Traditionen, Normen und Selbstverständlichkeiten

28 Vgl. vor allem Hans Medick: "Missionare im Ruderboot"? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte (1984), überarb. Fassung in: Alf Lütke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt (M.) 1989, 48-84.

29 So z.B. Karl Heinz Bohrer: Die Illusion des historischen Arguments, in: Merkur 41 (1987), 731f.

gesteuert wurde, wie sich Gefühle und Denkweisen änderten. Wenn man sich zur Befriedigung dieses Interesses überhaupt um Hilfe der Nachbardisziplinen bemüht, dann wendet man sich eher GEERTZ, ELIAS oder BOURDIEU, zunehmend auch SIMMEL zu, weniger den Autoren, die die Sammelbände mit dem Titel "Geschichte und Soziologie" füllten, die in den 70er Jahren Hochkonjunktur hatten³⁰. Häufig scheint aber, gerade in der Alltagsgeschichte, entweder die respektvolle Faszination durch das Fremde oder die zugespitzte Sorge um die Individualität auch der kleinen Leute zur begrifflich-theoretischen Abstinenz und damit zum Verzicht auf die Hilfe der Sozialwissenschaften zu führen. Aus Angst vor "begrifflicher Gleichmacherei" werden begriffliche Defizite in Kauf genommen. Den "Eigen-Sinn" (A. LÜDTKE) des Fremden, des Anderen, des Einzelnen dürfe man nicht vergewaltigen, der kalte Blick des Sozialwissenschaftlers könne eben auch verstellen³¹.

3. Damit ist der dritte Trend der letzten Jahre angesprochen, die wieder zunehmende Abwendung der Historiker von den Sozialwissenschaften. Die subtilste Variante dieser Abwendung - den auf das Eigenrecht des Fremden, Vergangenen und Einzelnen setzenden alltagsgeschichtlichen Neohistorismus - habe ich bereits genannt. Doch die Skepsis gegenüber sozialwissenschaftlich orientierter Geschichte reicht weit über die Alltagsgeschichte hinaus und in andere ideologische Lager hinein. Sie manifestiert sich seit etwa zehn Jahren in der an die Historiker gerichteten Forderung "Zurück zur Erzählung!" und dem Vorwurf, die Historiker erzählten nicht mehr Geschichte, sie verfaßten nur noch Gutachten zur Geschichte (so Joachim FEST)³². Diese Kritik dürfte letztlich mit Veränderungen in der Art des öffentlichen Interesses an Geschichte zusammenhängen.

Um einen komplizierten Zusammenhang verkürzt anzudeuten: in den 60er und frühen 70er Jahren war das Interesse der Öffentlichkeit an der Geschichte vergleichsweise gering. Historiker fühlten sich unter Legitimationsdruck. Nicht zuletzt mit ihren Theoriedebatten und ihrer neuen Offenheit gegenüber Anregungen auch aus den Sozialwissenschaften reagierten sie darauf. Aber das Verhältnis zur eigenen Geschichte blieb distanziert. Man beschäftigte sich mit ihr, um aus ihr zu lernen, manchmal auch - man denke an das Erbe des Nationalsozialismus - um sich aus ihren Verstrickungen zu befreien. Das Bewußtsein war verbreitet, von Traditionen und verkrusteten Verhältnissen umstellt zu sein. Man wollte sie in Bewegung setzen, schlechte Traditionen überwinden, sich emanzipieren.

³⁰ Vgl. Alf Lüdtk: Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Lüdtk 1986 (Anm.28), 9-47, sowie Hinweise zur Literatur ebd., 346f; Robert M. Berdahl u.a.: Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt (M.) 1982.

³¹ Vgl. F. R. Ankersmit: Historiography and Postmodernism, in: H&Th 28 (1989), 137-53.

³² Vgl. die Belege bei Jürgen Kocka: Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation (1984), in: ders.: Geschichte und Aufklärung. Aufsätze, Göttingen 1989, 8-20.

Irgendwann in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren änderte sich die Großwetterlage entscheidend. Das Gefühl hat sich verbreitet, in einem sich beschleunigenden Schnellzug zu sitzen und die Notbremse nicht zu finden. Hermann LÜBBE hat das früh formuliert³³. Weniger das Streben nach Verflüssigung erstarrter Verhältnisse und nach antitraditionalistischer Emanzipation als vielmehr die Sorge um Identität im bedrohlich erfahrenen, einseitigen Wandel bestimmt die Gemütslage. Von daher wendet man sich erneut der Geschichte zu. Deren öffentliche Bedeutung ist gestiegen, sie ist längst nicht mehr in der Defensive. Aber man sucht Geschichte als Widerlager, als "Haltepunkte in den Katarakten des Fortschritts" (M. STÜRMER), als Basis eigener Identität, als aneignungsfähige Tradition. Dieses Bedürfnis ist parteipolitisch nicht genau zu verorten, es findet sich auf der Rechten wie auf der Linken wie in der Mitte. Aber prinzipiell ist es konservativ³⁴.

Dieses identitätsbezogene Interesse an Geschichte läßt sich viel eher durch geschmeidig *erzählte* Geschichte befriedigen, übrigens auch durch Denkmale, Mahnmale und Spurensicherungen aller Art. Sozialwissenschaftlich orientierte analytische Geschichte ist dafür zu spröde, zu sperrig. Sie entsprach jener traditionskritischen, aufklärerischen Grundstimmung, wie sie vor zwei Jahrzehnten herrschte, besser als dem heutigen Bedürfnis, via Geschichte wieder "wir" sagen zu lernen.

Für sozialwissenschaftlich orientierte Historiker geht es in dieser Situation darum, die berechtigten Aspekte der alltagsgeschichtlichen wie der neokonservativen Kritik zu erkennen und möglichst zu berücksichtigen. Insbesondere trifft sicher zu, daß es oft unzureichend gelungen ist, die an sich notwendige Verknüpfung von Struktur- und Erfahrungs-, von Prozeß- und Handlungsgeschichte zu leisten. Hier bleibt viel zu tun. Darstellungsfragen sollte man mehr Aufmerksamkeit widmen. Gut erzählte Passagen haben auch in argumentierenden Darstellungen ihren Platz. Leserunfreundlichkeit ist kein Ausweis von Qualität. Vielleicht sind manche unserer Kategorien tatsächlich zu sehr auf Europa zentriert. Aber im Prinzip empfiehlt es sich, gegenzuhalten. Historismus wird nicht überzeugender, wenn er von links kommt und alltagsgeschichtlich drapiert ist. Die öffentlichen Funktionen der Geschichte gehen in Identitätsbildung nicht auf. Letztlich lohnt es sich, an den aufklärenden Möglichkeiten der wissenschaftlichen Geschichte festzuhalten, und die haben - nach dem

33 Zuletzt die gesammelten Aufsätze in Heinrich Lübke: Die Aufdringlichkeit der Geschichte. Herausforderungen der Moderne vom Historismus bis zum Nationalsozialismus, Graz 1989, Teil 1.

34 Michael Stürmer: Dissonanzen des Fortschritts. Essays über Geschichte und Politik in Deutschland, München 1986, 209. Vgl. aber auch die Begründung zur Eröffnung der Spalte *Zeitläufte* in der liberalen *ZEIT*, am 16.9.1989. - Von sozialdemokratischer Seite: Malte Ristau (Hg.): Identität durch Geschichte. Leitziel Emanzipation, Marburg 1985. - Das Interesse, wieder "wir" sagen zu können, ist auch zentral bei: Christian Meier: 40 Jahre nach Auschwitz. Deutsche Geschichtserinnerung heute, München 1987.

merkwürdigen Vorspiel in den 30er und 40er Jahren - durch die Öffnung gegenüber den Sozialwissenschaften erheblich zugenommen.